

Jeffrey Lee Pierce

How sweet it was — und jetzt ist Schluß mit der Scheiße! Jeffrey Lee Pierce ist schon lange kein verwirrter Junge mehr, der mit Freundin und Wagen Löcher in Studiowände fährt — ratsch — sondern ein gestandener verdammter misanthropischer Mystiker mit unendlichem Wissensdurst: vor allem hat er keine Lust mehr, »mit meinen High-School-Freunden zu spielen« und kam gleichzeitig allen eventuellen Versuchen seiner High-School-Freunde zuvor, ihm zu zeigen, wo die Harke steht und so. »Wildweed«, sein »englisches Album«, ist ein fast unschlagbarer Schnellschuß und, bei Gott, wenn der **das** alles unmusiziert mit sich rumgeschleppt hat, hätte es bei Gun Club ja auch schlimmer knallen können. Hört: »Es ist anachronistisch, auf dem Bandprinzip herumzureiten, und der Gun Club war schon lange keine Band mehr. Ich hasse auch den Demokratiegedanken dahinter. Ich will meinen Namen etablieren. Gun Club war im Grunde nur ich und ich will, daß die Leute das erfahren.«

Harte Wahrheiten, aber Wahrheiten eben. Was schlimmstenfalls aus demokratischen Bands wird, kennen wir ja von Anspruch-Bands wie Gang Of Four, und wenn's darum geht, wer der Kopf von Gun Club war . . . Jeffrey Lee Pierce, der angeblich die Band nur als Spielplatz auf seinen Gitarrenfreund Kid Congo und bestenfalls Nebenkriegsschauplatz für eigene psychische Kämpfe ins Leben rief, hat nunmal die ungesunde Eigenschaft.



Foto: P. H. Boettcher

Das Auge des Orkans — wenn er innere Ruhe finden soll, müssen außenrum Bäume knicken . . . und Verstärker durchbraten. Sein Jeffrey Lee Pierce Quartet entspricht vielleicht mehr den Bedürfnissen — er ist einsam aber nicht allein — bzw. umgekehrt — die Musiker sind frisch und noch hart im Nehmen und . . . man kann alle zum Teufel schicken, wenn es einem in den Kram paßt. Gesund. Mag sein, daß es Einbildung ist, schieres Wunschdenken, aber im Gegensatz zu jenen, die Jeffrey Lee Pierce in Bochum »daneben« fanden, schien er mir zäh und wach, nicht stolpernd, und unerbittlich.

Der »Jimi Hendrix desperately crying to come out« hätte genügen können, um Gun Club und die nähere Umgebung zu atomisieren, definitiv genügt das, um ein zur Hälfte konsterniertes und zur anderen Hälfte bockbeinig tanzendes Publikum einmal vor die Pforten der 7. Hölle und zurück zu geleiten. Unser Fotograf hätte beinahe nicht zurückgefunden, er stand nämlich neben den Boxen. Eine Gitarre ist wohl etwas Spezielles in Jeffrey Lees wurstigen Fingern. Einmal entfesselt wird sie zur Giftschlange, zum archaischen Reptil, des Meisters Kuschtier. Er läßt sein Lieblingsspielzeug schreien, bis Du schreist . . . dann ist Schluß, endlich Stille an einem Punkt, wo jede weitere Sekunde tödlich gewesen wäre. Jeffrey Lees Timing ist Magie. Jeffrey Lees Geduld ist unerwartet. Endlos zieht sich dauerndes Instrumentestimmen durch die Pausen zwischen fast jedem zweiten Stück, es

quiescht und dauert und als der Verstärker durchbrennt, jault die Band weiter, während Pierce friedfertig murrend auf Ersatz wartet. Von seinem Bassisten kann man rein garnichts hören, man muß sich schon auf das verlassen, was man sieht und **spürt**. Das reicht aus — Musik für Taube, cool. Unheimlich ist seine Ruhe und nur dadurch zu erklären, daß er sich freudig bewußt ist, wie quälend das für **uns** ist. I walked 47 miles on barbed wire. Echt. Siehe, ein Verstärker steht auf der Bühne. Es ist endlich soweit und mit der aufmunternden Ankündigung, nun könne man richtig anfangen, taucht Jeffrey Lee Pierce in eine zutiefst vom Teufel gerittene Version von »Sex Killer«. Was auf Platte noch erstaunlich distanziert und sogar ein wenig ironisch bewältigt wird, gerät hier in übermenschlicher Ordnung aus den Fugen, hinterläßt ein endgültiges schwarzes Loch und ist . . . Schluß!

Die Band verläßt die Bühne und das Publikum bleibt allein zurück mit einem durchdringenden Pfeifton, den die Roadies beheben. Die Aktion findet den Beifall der noch immer konsterniert stocksteif stehenden Menschen und die Band kehrt zur Zugabe zurück. Dieses Call-and-response-Spiel wiederholt sich, bis die Band unwiederbringlich weg ist. Das Publikum steht schwarz und schweigt. Immer noch. Was war das. Das war das: Ein amerikanischer Künstler und das Abendland. Forschergeist. Und der Jimi Hendrix. Ein großer Mensch. Das für die Zweifler. Clara Drechsler

DÜSSELDORF WIE ES PUNKT UND KRACHT

Überhaupt nicht in den Arsch gefickt war man beim Besuch des **Showcase-Festivals** im Haus der Jugend. Krause hatte sich diesmal echt Mühe gegeben und eine P.A. an Land gezogen, nach der sich die Pesthauch-Brüder die Finger geleckt hätten. **Licht und Blindheit**, dem Spex-Leser wohl kaum bekannt, leisteten sich einen flüssigen Set und machten deutlich, daß sie eine gute Band sein **könnten**, wenn sie einen gescheiterten Sänger hätten. So sollten sie doch aus der Not eine Tugend machen und nur noch Instrumentals spielen, was sich bei ihnen sehr nett und eigenwillig anhören könnte. Sehr zu ihrem Vorteil verändert hatten sich **Chim Chim Cheree** aus Mettmann.



Foto: arige Gleim

Ein lockeres, kleines Pornohörspiel bildete das Intro zu ihrem Auftritt, bis Joost auf die Bühne stürmte und die Post so ziemlich abging. Die kompositorischen Mängel machten sie durch Einsatz und Groove mehr als wett. Zudem gaben sie auf der Bühne ein schönes Bild ab. So vaudevillmäßig, wißt ihr?

The Few waren alte Bekannte. Irgendso ein Arsch hatte sie ja in die Nähe der Three Johns gerückt, was natürlich vollkommen hirnrissig war. Nee, da spielten Big Country vom Niederrhein. Große, nette Kerls, die den Kontakt zum Publikum suchten und dauernd die Phrase »And this is the rest of the beer« drauf hatten.

Hungry For What aus der Schweiz hatten aber genau den '77er Punkschlag in

den Armen. Stiff Little Fingers, Ruts und so. Die waren enorm gut aufeinander eingespielt und veranstalteten einen Heidenwind.

Und dann die **Stunde X**. Klassiker en masse. »Help«, »Worthless Trash« von



Foto: arige Gleim

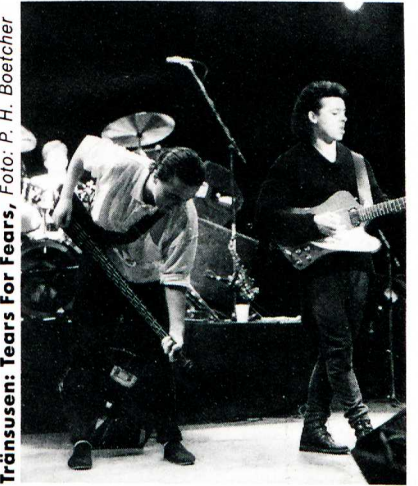
den Vacants. »Get Off Of My Cloud« und diese Sachen. Ein paar Go-Go-Girls hatten sie auch mitgebracht. **Bolz-Stimmung**. Die echten Hot Shots aus der Eigenproduktion fehlten leider. Die hatten die **Multicoloured Shades**.



Foto: arige Gleim

Die Ballade vom »Voodoo Ranger« ist ja wohl der beste Song, der je von einer deutschen Gruppe geschrieben wurde. Auch sonst machten sie einen guten Schnitt, hatten die echte Psychedelic Lightshow und waren eben das, was man einen guten Geheimtip nennt. Apropos Psychedelic Lightshow: Welch genialer Einfall, in den Pausen Biologiefilme über Pantoffeltierchen, Spermatozoen, Eileiter und Embryonen zu zeigen! Martin Hoffmann

dig



Trännsen: Tears For Fears, Foto: P. H. Boettcher

TEARS FOR FEARS

Ein fades Süppchen servierten TEARS for Fears bei ihrem Konzert in der Kölner Sporthalle. Vier Hits (»Change«, »Mad World«, »Shout« und »Everybody wants to change the world«) reichten nicht aus, um aus einer flachbrüstigen Schlenker-New-Wave-Truppe einen soliden Teenie-Gig zu zaubern. Im Vergleich mit Acts wie Spandau Ballett wurden überraschend wenig Wassereimer über die erhitzten Mädels am Bühnenrand gekippt. Sicherer Indiz für eine schlappe Vorstellung. R.N.

RIISTETYT
Raped Future
RRR. 44

FINN-PUNK

VAURIO
«A-SHOUT FROM THE NIGHT»

VAURIO
A Shout From The Night
RRR. 45